

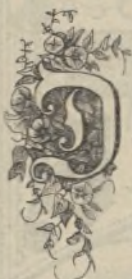
Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Der schwarze Prinz.

Die lustige Jungfer Salome.

Von Annette Wedig.



„Ich bin vom Kopf bis auf die Zeh'
Die lust'ge Jungfer Salome.“

Das war das Lieblingslied der kleinen Helene, welches sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend trillerte und sang, so daß es den Geschwistern oft zuviel wurde, und sie sich, eifrig gegen den alten „Singsang“ protestirend, die Ohren zuhielten. Sie wurde auch von den Eltern meist „kleine lustige Salome“ genannt, und nur wenn sie Schelte bekam oder ernst angerebet wurde, hieß sie bei ihrem eigentlichen Taufnamen „Helene“. Ihr Onkel Pathe, ein alter munterer Herr, der sich mit dem kleinen Wildfang oft und gern zu schaffen machte, hatte ihr den Spitznamen „lustige Jungfer Salome“ gegeben, und man kann sich auch kein fröhlicheres ausgelasseneres Kind denken, wie Helene war, fast zu übermüthig für ein kleines Mädchen. Sie sprang viel lieber mit den Brüdern über Stock und Steine, als daß sie mit den Schwestern sich am Puppenspiele ergötzte, und ruhig bei einer Handarbeit zu sitzen war ihr fast eine Unmöglichkeit.

Ihr leichter fröhlicher Sinn ließ sie die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens, die auch in der Kindheit nicht ausbleiben, ohne Mühe abschütteln; und wenn sie mit ihrem strahlenden heiteren Gesichtchen zu der kranken Mutter in's Zimmer hüpfte, war es dieser, als ob ein heller Sonnenschein durch dasselbe gleite. Die Mutter war schon Monate lang, seitdem das kleine Brüderchen geboren, stets schwach und leidend, so daß sie wenig mit ihren Kindern verkehren konnte, und es galt deshalb immer für einen besonderen Vorzug, wenn es ein oder zwei ihrer Kleinen gestattet wurde, ruhig und still ein Weichen bei ihr herumzuspielen. Die gütige Mama hatte sich zu dem Zweck besonders hübsches Spielzeug angeschafft, welches nur im Krankenzimmer den Kindern gegeben wurde, und selbst die Knaben waren dann stundenlang ohne Lärm zu machen in demselben beschäftigt. Auch Helene erschien dort oft und gern, sie liebte ihre Mutter innig, und diese hörte mit Vergnügen eine Zeitlang auf ihr heiteres Geplauder;

aber sie konnte nicht lange auf dasselbe eingehen, und wenn sie nun ihr kleines Mädchen auf-forderte, sich zu ihr zu setzen, für die Puppen zu nähen oder ein anderes stilles Spiel vorzunehmen, dann hörte, wie ihre älteren Geschwister oft sagten, „bei ihr alle Gemüthlichkeit auf“. Sie konnte nun einmal nicht ruhig auf einem Fleck sitzen bleiben, sondern trippelte beständig hin und her, zog alle Schubfächer auf und durch-kramte dieselben, klopfte und polsterte soviel, daß die Mama den Lärm nicht aushalten konnte und sie hinaus-schickte.

Die kleine lustige Jungfer Salome war eigentlich der allgemeine Liebling des Hauses, ihre muntere Weise, ihre stets sich gleich bleibende Heiterkeit, ihr liebreizendes Wesen sprachen Leben ganz besonders an; aber sie hatte einige sehr große Fehler, welche die Eltern tief betrübten und den Geschwistern schwer zu ertragen fielen. Sie war sehr selbstsüchtig; wo es ihr Vergnügen, ihre Unnehmlichkeit galt, da mußten alle anderen Rücksichten weichen, dies bewies sie schon dadurch, daß sie selbst in der kranken Mutter Gegenwart sich nicht so weit beherrschen konnte, eine kurze Zeit stille zu sitzen. Auch be-saß sie eine unüberwindliche Neugierde; sie durch-kramte gar zu gern der Mutter Nähstisch und brachte darin Alles in Unordnung; sie stöberte in den Schubladen der Geschwister umher, und zog sich dadurch manchen Verweis zu. Rein noch so zierliches sauber gearbeitetes Spielzeug war sicher vor ihren neugierigen Fingern, sie bog so lange an demselben, um zu erforschen, wie es eigentlich inwendig aussähe, bis es zerbrochen vor ihr lag. Alsdann war sie meist sehr erschrocken, und hatte das Unglück eine Lieb-lingspuppe der Schwester, eine hübsche Spielerei, die dem Bruder gehörte, getroffen, so bat sie den betrübten Besitzer mit herzzgewinnenden Worten um Verzeihung; während dieser aber noch bittere Thränen um seinen Verlust weinte, hörte man den kleinen Uebelthäter selbst in der Ferne ein lustiges Liedchen trällern.

Noch mit einem dritten Fehler machte Helene den Eltern und Lehrern viele Noth, daß sie nämlich nicht die geringste Stetigkeit und Ausdauer

befas, weder bei ihren Schularbeiten, noch auch bei der Handarbeit. Niemand zerriff so viele Sachen, wie der kleine Wildfang Helene; sollte sie aber einmal, schon um mehr Vorsicht zu lernen, sich selbst die großen Löcher in den Kleidern wieder zunähen, so wartete sie nur so lange, bis die Mutter oder Erzieherin den Rücken wandten, dann legte sie sogleich ihre Arbeit bei Seite und — husch war sie fortgelaufen.

So kam es, daß Helene, obgleich sie schon neun Jahre alt war, keine glatte Naht nähen, und kaum einige Touren an ihrem Strickstrumpf stricken konnte, ohne eine Menge Maschen fallen zu lassen. Ebenso ging es mit ihren Schularbeiten, sie lernte leicht, aber so oberflächlich, daß sie in der nächsten Stunde schon wieder Alles vergessen hatte, und ihre Hefte waren voller Flüchtigkeitsfehler. Die kleine lustige Salome war trotz aller angeborenen Liebenswürdigkeit und trotz ihrer guten Anlagen in großer Gefahr, ein unbrauchbares und unwissendes Mitglieb der menschlichen Gesellschaft zu werden, als sich zu ihrem Glück eine Begebenheit zutrug, die einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihr ganzes künftiges Leben üben sollte.

Da der Arzt für die kranke Mutter eine Badereise dringend nothwendig hielt, so wurde beschlossen, daß die Kinder während dieser Zeit eine Tante besuchen sollten, welche sie schon oft und dringend eingeladen hatte. Natürlich war der Jubel sehr groß, als der Papa seiner kleinen Schaar eines Tages mittheilte, daß Tante Brigitte alle Kinder, selbst das kleinste Brüderchen, freundlich willkommen heiße und sich schon binnen Kurzem selbst ihre jungen Gäste holen werde.

„Tante Brigitte soll leben, hurrah!“ rief Alfred und sprang mit Helene in wilden Sätzen im Zimmer umher.

Auch die übrigen Kinder waren in der freudigsten Aufregung. Alle fragten und schwatzen durcheinander, daß der Papa gar nicht so schnell antworten konnte, wie gefragt wurde.

Tante Brigitte, der Mama jüngste Schwester, war mit einem reichen Gutsbesitzer verheirathet und wohnte in einem wunderschön gelegenen Schlosse, welches von einem ziemlich hohen Berge herab in ein liebliches Thal schaute. Das Entzücken der jugendlichen

Gäste war groß, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft allerhand Entdeckungstreisen sowohl im Schloß selbst, als auch in dem dahinter liegenden weitläufigen Park unternehmen durften; sie ließen sich von der freundlichen Haushälterin, die sie mit ihrem großen rassellenden Schlüsselbund begleitete, durch alle Räume des Schlosses vom Boden herab bis zum Keller führen, und die kleinen Füße waren ganz müde, als sie endlich zu Tante Brigitte zurückkehrten, welche noch eine besondere Ueberraschung für die Kleinen in Bereitschaft hatte. Mit Spannung folgten sie der Tante durch eine, wie es ihnen schien endlose Reihe von Brunnengemächern, bis sie in einem kleinen, zierlich ausgestatteten Salon vor einem Möbel stehen blieb, welches sogleich die ganze Aufmerksamkeit der Kinder in Anspruch nahm. Es war dies ein reizendes Schloßchen mit vielen Thürmen, Zinnen und Erkern, welches, wie die Kinder glaubten, auf einer Kommode stand, sehr hübsch von Ebenholz gearbeitet und mit Perlmutter ausgelegt.

„O wie niedlich! wie allerliebste!“ jubelte Helene, „seht nur, man kann hier durch die Fenster in einen Saal blicken, — o! — und in dem Saale sind viele, viele Püppchen, die sehen aus als wollten sie gleich tanzen, — und durch die eine Thür tritt ein Diener mit einem Tablett voll Weingläser!“

Auch die Geschwister drängten sich herzu und schauten bewundernd durch die großen hellen Fenster des kleinen Schlosses, während sich Tante Brigitte an der Kommode etwas zu schaffen machte. Plötzlich ertönte eine liebliche, heitere Musik, und in demselben Augenblicke schien es, als ob alle Figürchen in dem Schloß lebendig geworden wären. Die Musikanten begannen eifrig auf ihren Instrumenten zu spielen; geschäftige Diener eilten hin und her und die gepukete Gesellschaft von Herren und Damen tanzte zuerst eine Polonaise, dann muntere Rundtänze.

Das Entzücken der Kinder war unbeschreiblich, sie wurden nicht müde, die einzelnen Püppchen zu beobachten, und als die Musik verstummte und Alles wieder auf dem alten Fleck stehen blieb, wurde Tante Brigitte dringend gebeten, das Uhrwerk noch einmal in Bewegung zu setzen.

„Also so machst Du das, Tantchen,“ sagte Helene neugierig näher tretend, als die Tante die Bitte gewährend, das Uhrwerk wieder aufzog.

„Ja, seht nur her, es ist keine Hexerei dabei, diesen Schlüssel stecke ich hier in das Loch und drehe ihn so lange herum, bis ich einen Widerstand merke,“ erwiderte diese freundlich. „Aber das bitte ich mir ein für alle Mal aus, Kinder, Ihr dürft niemals selbst an dieses Uhrwerk hier gehen, sonst möchtet Ihr es leicht verderben,“ fügte sie ernst hinzu.

In demselben Augenblick begann die Musik von Neuem zu spielen, aber eine andere Melodie, und die Püppchen bewegten sich in noch lustigerem schnellerem Tempo, als das erste Mal.

„Sieh nur die eine kleine Dame da, Helene, die mit dem Rosakleidechen, sie sieht gerade so aus wie Du,“ meinte Alfred.

„Ja wirklich!“ rief Emma, „sie scheint auch ihre Füße nicht einen Augenblick still halten zu können.“

„O, dann müssen wir sie auch die lustige Jungfer Salome nennen!“ fügte der kleine Otto hinzu.

Und von dem Augenblicke nannten die Kinder jenes Püppchen im Rosakleide nie anders wie „Jungfer Salome“.

Jetzt trat der Onkel in's Zimmer, der die ganze Gesellschaft schon lange vergeblich gesucht hatte.

„Hier also stecken Alle, bei diesem köstlichen Wetter sitzt Ihr im Zimmer! — Ich kam, Euch zu einer Wasserpartie aufzufordern.“

Allgemeine freudige Bewegung unter den Kindern; sie waren noch etwas scheu und fremd dem Onkel gegenüber, nur Helene, die keine Blödigkeit kannte, sprang ihm entgegen und rief:

„Ach Onkel Hochstein, es ist zu hübsch hier! Dürfen wir denn wirklich ganze vier Wochen in dem schönen Hochstein bleiben?“

„Gewiß,“ bestätigte der Onkel, lächelnd ihre blühende Wange streichelnd, „wenn Ihr

kleinen munteren Vögel uns nicht schon vorher auf und davon fliegt.“

„O nein, dies Nest hier ist zu groß und zu hübsch dazu,“ erwiderte die Kleine schelmisch.

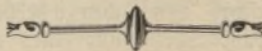
„Ach ich bin zu glücklich!“ fuhr sie, die Arme um Tante Brigittens Hals schlingend, fort, „wir werden hier wohnen, wir werden hier essen und — wir werden hier spielen! Ach, es ist zu schön!“

Mit den letzten Worten flog sie schon, leichtfüßig den Andern voraus, aus dem Zimmer.

„Die kleine lustige Salome könnten wir eigentlich für immer behalten,“ sagte Herr von Hochstein lächelnd zu seiner Gattin, „unser kleines Köschchen macht noch zu wenig Lärm, und es würde dann nicht oft so still hier sein.“ Helene hatte hier wieder, wie überfall, des Onkels ganzes Herz gewonnen.

Eine Woche war verstrichen, eine Zeit des ungetrübten Genusses; die an eine viel beschränktere Häuslichkeit gewöhnten Kinder waren glücklich; sie hatten keine Schulsorgen und konnten vom frühen Morgen bis zum späten Abend in dem herrlichen Parke umherlaufen, dessen uralte Bäume auch in der sengendsten Sonnenhitze kühlenden Schatten verbreiteten. Oft fuhr der Onkel mit ihnen auf einem zwischen dichtbewaldeten Bergen liegenden See; es war eine bisher nie gekannte Lust, im zierlichen, mit roth und weißem Wimpel versehenen Kahn sich zu schaukeln. Auch in einem niedlichen, von zwei kleinen weißen Pferden bespannten Wagen durften die Kinder fast täglich spazieren fahren, und Alfred machte seine ersten Reitübungen, um die ihn Helene nicht wenig beneidete. Als der Onkel sie einmal auf's Pferd hob, schrie sie laut auf vor Entzücken und, hätte er die Zügel nicht fest in der Hand behalten, wäre sie auf und davon gesauft; Emma aber zog sich schüchtern zurück, als der Onkel sich erbot, sie gleichfalls etwas umherreiten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Der schwarze Prinz.

Von F. Knauth.

(Zu dem Bilde Seite 257.)



Der nun über fünfhundert Jahren stand an Englands Königsthron eine mächtige Stütze desselben, jener Held, der unter dem Namen des schwarzen Prinzen in den Annalen der Geschichte verzeichnet ist.

Schon im Alter von fünfzehn Jahren zeichnete sich der Knabe, als Sohn des Königs Eduard III. den Titel Prinz von Wales führend, in der Schlacht von Crecy (sprich Cressy) so rühmlich durch seine Tapferkeit aus, daß der Vater nach errungenem Siege ihn umarmend ausrief: „Lieber Sohn, fahrt so fort! Ihr habt Euch heute würdig benommen! Ihr habt Euch meiner und der Krone würdig gezeigt!“

Und der Knabe wuchs zum Jüngling heran und erfüllte des Vaters Wunsch. Stets kampfbereit und beständig in schwarzer Rüstung sich zeigend, erhielt er den Beinamen „der schwarze Prinz“, und so sehen wir ihn im Jahre 1355 im Auftrage seines Vaters mit einem Heere von 60 000 Mann von Bordeaux aufbrechen und auf seinem Zuge durch das südliche Frankreich Alles vor sich niederwerfen.

Noch verheerender war der Feldzug, den er im folgenden Jahre mit nur 12 000 Mann unternahm. Zuerst mußte er vor dem vom König Johann selbst geführten, 60 000 Mann starken französischen Heere sich zurückziehen. Als aber dasselbe ihn nachträglich einholte und einschloß, kam es, da Prinz Eduard die entehrenden Bedingungen der Uebergabe anzunehmen sich weigerte, zur Schlacht. Obgleich nun die Tapferkeit der Ritter in beiden Heeren sich die Waagschale hielt, so hatte doch das englische Heer den Vortheil größerer Ordnung, strengen Gehorsams und einer einsichtsvolleren Führung voraus. Gleich beim ersten Zusammentreffen wurde die Vorhut der Franzosen geschlagen und hierauf das Centrum derselben gesprengt. Die französischen Großen suchten sich in wilder Flucht zu retten; der König aber, obwohl er äußerst tapfer focht, wurde schließlich gefangen genom-

men. Der Sieger indeß empfing Johann („den Guten“) in seinem Zelte mit allen Zeichen der Hochachtung und des Mitleids, schrieb nicht sich den Sieg zu, sondern dem unerforschlichen Walten des Kriegsglücks und stand während der Mahlzeit, die er dem Könige gab, hinter dessen Stuhle, „weil“, wie er sagte, „es einem Unterthanen nicht ziemt, sich in Gegenwart eines Königs zu setzen.“ Da, als der Prinz seinen Gefangenen in London einbrachte, verfaß er bei ihm die Stelle eines Stallmeisters!

Mit großen Ehren dort empfangen, wurde der Prinz bald nachher von seinem Vater zum Gouverneur der französischen Besitzungen und zum Fürsten von Aquitanien ernannt. Er hielt nun längere Zeit friedlich zu Bordeaux einen glänzenden Hof und erwarb sich durch sein edles Wesen die Liebe des Volkes in hohem Grade.

Da geschah es, daß Peter der Grausame, wegen vieler Bluthaten vom castilischen Throne vertrieben, zu Bayonne vor dem Prinzen erschien, der sich in ritterlicher Gesinnung seiner auf's Wärmste annahm. Im Februar des Jahres 1367 zog er mit 30 000 Reitern nach Castilien, um für Peter den Thron wieder zu erobern. Wirklich vernichtete er auch bei Navarette die ungleich stärkere Armee der Gegner, sah sich aber nun von Peter insofern getäuscht, als dieser sich weigerte, die Kosten der Expedition zu tragen.

Von dieser trüben Erfahrung höchst schmerzlich berührt und überdies von einer schleichenden Krankheit befallen, kehrte er sehr mißmuthig und unter großen Mühseligkeiten, welche sein Heer durch Proviantmangel und Hitze zu erleiden hatte, nach Bordeaux zurück.

Um nun die großen Schulden zu tilgen, in welche der castilische Feldzug ihn gestürzt hatte, drückte er seine Länder mit harten Abgaben. Darüber beschwerten sich die Großen beim Könige von Frankreich als dem Oberlehnsherrn. Er ward zur Rechenschaft gefordert, antwortete jedoch mit einer Kriegserklärung, worauf ein französisches Heer in seine Besitzungen einfiel und ihn in Angoulême, wo er, der Kranke, sich

eben mit seiner Familie aufhielt, schwer bedrohte. Der Verzweiflung nahe stellte er sich jetzt an die Spitze seines Heeres und noch immer war der Name des schwarzen Prinzen so gefürchtet, daß der Feind sich schleunigst zurückzog und in feste Plätze warf.

Eduard erschien, in einer Sänfte getragen, zuerst vor Limoges, das sich den Franzosen feig ergeben hatte, nahm die Stadt und ließ in größter Erbitterung und ungeachtet aller Bitten 3000 Männer, Weiber und Kinder niedermeßeln. Den französischen Rittern dagegen, die sich tapfer vertheidigt hatten, schenkte er die Freiheit. Zenes Blutbad ist, wie Jeder eingestehen muß, ein großer Schandfleck im Leben

des schwarzen Prinzen, der wegen seines sonstigen Benehmens eine Zierde der Ritterschaft und der erste Held seiner Zeit genannt wurde.

Er fühlte auch wohl selbst, wie unrecht er gehandelt, denn je länger je mehr wichen seitdem Lebenslust und Heiterkeit von ihm. Erschöpft von der Anstrengung dieses Zuges und durch den Verlust seines ältesten Sohnes tief gebeugt, zog er sich, nach England heimgekehrt, vom Hof und den Geschäften zurück und endigte nach wenigen Jahren — am 8. Juni 1376 — in düsterer Schwermuth sein Leben.

Mit seinem Tode schien das Glück und der Glanz seines Hauses erloschen.

Hugschapeler.

Von L. Bier.



im neunten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte in Frankreich ein edler Ritter mit Namen Garnier, der bei dem Könige in hohem Ansehen stand. Wenngleich auch genannter Ritter von altem Adel abstammte und vielbegütert war, hatte er doch nicht Anstand genommen, die schöne und tugendsame Tochter eines Pariser Metzgers zu heirathen. Dieser Ehe entsproß ein Sohn, welcher in der Taufe Hugschapeler geheissen wurde. Als väterliches Erbtheil hatte derselbe einen überaus kräftigen und stattlichen Körperbau, von seiner Mutter aber die schönen Gesichtszüge überkommen. Als Hug kaum sechzehn Jahre alt geworden war, starben ihm beide Eltern. Dadurch gelangte er viel zu frühzeitig in den Besitz aller elterlichen Güter und Liegenschaften. Zur Verwaltung von Gut und Geld gehört ein ernster Sinn und ein reifer Verstand, beides besaß jedoch der junge Mann noch nicht und wirthschaftliches Haushalten war ihm ganz fremd. Fröhlichen Sinnes und äußerst freigebig ließ Hugschapeler täglich viel Geld darauf gehen. So kam es, daß er binnen sechs Jahren all sein Vermögen aufgebraucht hatte und nun besitzlos in der Welt dastand. Weil aber Hug bei allem Wohlleben nie versäumt hatte, sich in den ritterlichen Künsten zu üben, gedachte er als Kriegsmann sein Glück zu versuchen. Vorerst ging er nach Paris, wo

ein Bruder seiner Mutter, der Metzger Simon, in gutem Wohlstande lebte. Dieser empfing ihn zwar freundlich, aber weil der Nefse so ganz

ohne alles Gefolge ankam, ein wenig verwundert. (Siehe das Bild.) Freimüthig gestand Hugschapeler seinem Oheim, daß ihm aller vä-

terlicher Besitz durch die Hände gegangen und er gesonnen sei, als Kriegsmann sein Glück zu probiren. Solch leichten Sinn konnte der brave Metzgermeister gar nicht begreifen und er machte daher seinem Neffen allen Ernstes den Vorschlag, doch lieber das Metzgerhandwerk bei ihm zu erlernen. Dies Ansinnen wies Hugschapeler jedoch von sich. Da holte Simon einen Beutel voll Geld aus dem Hause, händigte denselben seinem Schwesterohne ein und sprach: „Ziehe hin und versuche es, dem Glücke auf Deine Weise nachzujagen; wohl zu spät wirst Du dessen gedenken, daß ich es gut mit Dir vorhatte, denn da ich kinderlos bin, hättest Du später mein Nachfolger im Handwerk werden können, — Handwerk hat goldenen Boden.“ — Mit Dank empfing Hugschapeler das Geld, zog von dannen und nahm hier und dort Kriegsdienste, bei deutschen Herren und französischen Grafen, je nachdem in diesem oder jenem Ländergebiete Fehde war. Der Metzger Simon aber behielt mit seinem Ausspruche Recht. Hugschapeler blieb arm, denn er konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, erworbenes Geld zu Rathe zu halten. Nach Jahren machte sich Hug wieder auf den Rückweg nach Paris, um wiederum bei dem Oheim vorzusprechen. Sein ganzer Besitz bestand außer einem Streitrosse nur in seiner vielgebrauchten Wehr und Waffe. Da begab es sich, daß, als Hugschapeler durch einen dichten Wald ritt, Hilferufe in dem Dickicht laut wurden. Als unverzagter Kriegsmann ritt er sofort der Stelle zu, von woher der Ruf gekommen war. Da sah er sechs Bewaffnete, welche ein junges Fräulein — es war die Tochter eines Wildgrafen — als geraubte Beute gefangen fortführten. Obgleich der Räuber sechs waren, nahm Hugschapeler unverzüglich den Kampf mit ihnen auf und erschlug einen nach dem andern, nicht aber ohne selbst verschiedentliche Wunden erhalten zu haben. Nach beendetem Kampfe geleitete er die Gerettete, um sie ihrem Vater wieder zuzuführen. Nach kurzer Zeit trafen beide auf den Wildgrafen, der mit gewappneten Knechten ausgeritten war, seine geraubte Tochter aufzusuchen. Die Freude des Vaters, sein Kind wohlbehalten wieder zu sehen, war unbefchreiblich. Als er darauf von seiner Tochter vernahm, wie ritterlich kühn Hugschapeler

gehandelt hatte, lud er denselben ein, unverzüglich auf das gräfliche Schloß mitzukommen. Hier wurde dem Hug eine fürtreffliche Aufnahme bereitet und als er nach mehreren Tagen wieder von dannen zog, schenkte ihm der Graf Gold und Silber reichlich, dazu prächtige Gewandung und ein edles Roß, welches kostbar gezäumt und gesattelt war. So angethan ritt Hugschapeler vor seines Oheims Haus und wurde von seinen Verwandten herzlich willkommen geheißen. Die Vermögenslage des Metzgermeisters hatte sich während der Jahre daher so überaus günstig gestaltet, daß Meister Simon seinen Neffen bat, für immer bei ihm zu bleiben, er seinerseits werde dafür Sorge tragen, daß Hugschapeler nach Ritterart leben könne. Das war dem Kriegsmanne so ganz aus dem Herzen gesprochen. Er blieb in Paris und nahm in des Oheims Hause Wohnung und Quartier.

Zu derselben Zeit herrschte am königlichen Hofe große Bestürzung. König Ludwig war auf einer Reise nach Metz plötzlich gestorben, wie man vermuthete, an Gift, welches ihm ein Großer des Reiches, der Graf Savari, in den Trunk gemischt haben sollte. Ein männlicher Thronerbe war nicht vorhanden, sondern nur eine einzige Tochter, die junge und schöne Prinzessin Maria. Graf Savari, im Bewußtsein seiner Macht und eines großen Anhanges bei den Fürsten gewiß, wagte es, um die Hand der Prinzessin zu werben und so Nachfolger des Königs zu werden.

Tieferschrocken hörte die Königin die Werbung des ehrgeizigen und mächtigen Lehnsvasallen an. Denselben völlig abzuweisen war nicht rathlich und so bat sie sich nur eine kurze Bedenkzeit aus, um mit ihren zwölf Pairs die Angelegenheit zu berathen, am morgenden Tage werde sie dann Bescheid ertheilen. Damit erklärte sich Savari einverstanden und verließ mit seinem großen Gefolge das Königsschloß. Hierauf schickte die Königin zu ihren zwölf Räten und legte ihnen die Sache vor. Den Pairs war der gewalthätige Charakter des Grafen Savari sehr wohl bekannt und sie ratheten daher der Königin, sich und ihre Tochter unter den Schutz der treuen Bürgerschaft von Paris zu stellen. Da antwortete die Königin: „Dieser Rath gefällt mir sehr und ich werde ihn befolgen.“

Sofort schickte sie zu allen angesehenen Bürgern und hieß sie in's Schloß kommen. Auch der Metzger Simon war mit seinem Neffen Hugschapeler zugegen. Nachdem die Königin mit berebten Worten ihre Bedrängniß den ver-

versammeln und Euch beistehen!" Da wurde die Königin froh und antwortete: „Wenn meine Bürger mich schützen, so soll es ihnen nachmals wohl gedankt werden.“

Hierauf verabschiedeten sich die Bürger von der Königin, besprachen unterwegs nochmals die ganze Angelegenheit und beschloßen, sich morgen allesamt gerüstet und bewaffnet vor dem Königsschlosse einzufinden.

Am andern Morgen erschien Savari mit großem Gefolge abermals im Schlosse, um die Antwort auf seine Werbung einzuholen. Die Bürgerschaft war ebenfalls zahlreich durch ihre Ältesten und Vorsteher im Audienzsaale vertreten. Als nun Savari mit seinem Bruder, dem Grafen Friedrich, sowie dem Herzog von Burgund heftig auf die Königin mit ihren Reden einbrangen, trat Hugschapeler als Sprecher der Bürger vor und sagte zu den Fürsten und Herren mit lauter Stimme: „Wir Bürger gestatten es nicht, daß unsere junge Königin den Grafen Savari von der Champagne wider ihren und ihrer Mutter Willen heirathet, zudem wissen wir, daß Graf Savari unsern König vergiftet hat und soll dafür ihm jetzt sein Lohn werden.“ Damit riß Hugschapeler sein Schwert aus der Scheide und spaltete Savari den Kopf bis auf die Zähne. Darauf rief er: „Montjoie!“ welches das Feldgeschrei der Stadt Paris ist, da griffen auch die andern Bürger zu den Waffen und hieben auf die Bedränger der Königin ein, so daß wohl hundert Erschlagene im Saale und auf den Schlostreppen umherlagen. Nur mit Mühe und Noth entrannten Graf Friedrich und der Herzog von Burgund dem allgemeinen Gemetzel, stiegen in ihren Quartieren zu Pferde und sprengten zur Stadt hinaus.

Nachdem der Kampf und das Getümmel vorüber war, trat die Königin mit ihrer Tochter vor ihre getreuen Bürger und dankte ihnen für ihre Hilfe. Den Hugschapeler ließ sie vor Allen zu sich besonders herantreten, weil er derjenige gewesen war, der dem Savari seinen Lohn gereicht und überhaupt am tapfersten dreingeschlagen hatte. Als ihm die Königin zum Dank die Hand reichte, beugte Hug das Knie. Da sah denn die hohe Frau, was für ein schöner Jüng-



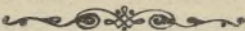
Hugschapeler bei seinem Oheim in Paris.

sammelten Bürgern geschilbert, auch nicht verschwiegen hatte, daß, wenn Savari König würde, ihre Tochter und auch das Volk übel berathen sein dürfte, ergriff Hugschapeler das Wort und sagte: „Gnädige Frau, erschreckt nicht und beruhigt Euch. So Gott will, sollt Ihr vor jeder Gewaltthat des Grafen geschützt werden. Wir Bürger werden uns morgen hier in großer Zahl

ling er war und sie sagte zu ihm: „Ihr habt Euch tapfer bewiesen in meinem Dienste; ich werde es Euch wohl lohnen, indem ich Euch demnächst zum Ritter schlage, und es soll mich Niemand darüber schelten.“ Das sagte sie, weil

sie inzwischen erfahren hatte, daß Hugschapeler mitterlicherseits von Bürgern abstammte und demnach nicht voll und ganz zur Ritterschaft gehörte.

(Schluß folgt.)



Der Haselstrauch.

Ein Bild aus dem Pflanzenleben. Von E. Reiche.

Liebes Kind! Du wünschtest vielleicht, daß wir etwas Anderes betrachteten, als gerade den Haselstrauch — vielleicht einen schönen, südlichen Baum oder die *Viktoria regia*, die schönste Blume der Welt, jetzt so oft besprochen und abgebildet, daß es fast nur eine tändelnde Mode ist. — Laß es aber gut sein. In der Nähe und Ferne hat unsere liebe Mutter Erde millionenfachen Baum- und Strauch-, Blätter- und Blumenschmuck auf ihren ewigen Altären, und wir ergreifen heute gerade einmal das Nächste, meinend, daß viele unserer lieben kleinen Leser, welche im Bilde die *Viktoria* bewundern, auch dem Haselstrauche einige Augenblicke schenken werden. Denn was in der lieblichen Pflanzenwelt verdient Bewunderung und was keine? Was ist im Tempel der Natur groß und was klein?

Also der Haselstrauch. Wer kennt ihn nicht mit seinen rundlichen, zugespitzten Blättern, wie Ihr ihn findet im Walde oder auch im Zaune, der das friedliche Gehöft oder das stille Gärtchen umschließt? Freut Ihr Euch doch, wenn im März oder schon in Februar

die Blüthen erscheinen und die goldgelben Näschen herablicken auf die letzten Schneeglöckchen des Gartens, auf die ersten Gräser des Waldes.

Ihr habt sie oft schon gesehen; aber habt



Ihr sie auch richtig gesehen; saht Ihr sie als Menschen an? Dadurch unterscheidet sich ja der Mensch vom Thier, daß er die Natur und ihre Erscheinungen mit Geist betrachtet, daß er in ihnen die Offenbarungen der Güte und Weisheit des Schöpfers erkennt. Nur der Geist des Menschen tritt dem Geiste in der Natur nahe, und so werdet Ihr, liebe Kinder, nicht gehören wollen zu denjenigen, welche stumpfsinnig stehen auf dem Gebiete des Naturlebens, nicht unter diejenigen, für welche der Haselstrauch nur gut ist, weil er Euch die Nuß, dem Böttcher den Reifen, dem Ofen das Brennholz gibt.

Wisset denn: die goldgelben Rätzchen, welche an der Spitze herabhängen, sind die männlichen Blüthen, und jede röhrlche, kantige Schuppe enthält sechs bis acht Staubgefäße. Die weiblichen Blüthen stehen gruppenweise zu etwa drei bis vier in einer Knospe beisammen. Jede wird geschmückt von zwei hochrothen Griffeln und zeigt späterhin eine zweilappig-geschlitzte Hülle. Die wechselweis stehenden Blätter, sowie die einsamige Nuß sind Euch ja hinlänglich bekannt. Auf unserer Abbildung seht Ihr Blüthen, Blätter und Früchte.

Der gemeine Haselstrauch kommt in ganz Europa und im nördlichen Asien vor. Da er nicht tiefe Wurzeln treibt, begnügt er sich mit flachgründigem Boden, gedeiht in allerlei Lagen, liebt aber nicht nasse Stellen. Eine Wirt ist die große Lampertsnuß.

Betrachtet denn den Haselstrauch unter Erinnerung an das vorstehend Gesagte ein andermal und zu geeigneter Jahreszeit. Ihr tretet dann in einen stillen Verkehr mit der Natur, tretet näher dem Geiste, welcher durch ihre Werkstätte weht. Groß ist ihr Reichthum, unendlich ihre Fülle, unaussprechlich ihr geheim-

nissvolles Walten und Schaffen, Sterben und Auferstehen. Aber freudig doch greift hinein in ihr schönes Reich, Ihr lieben Kleinen; hebt ein Blättchen hervor, befeht es — liebt und staunt und bewundert.

Zum Schluß will ich Euch aber auch noch einige Sagen mittheilen, welche der Aberglaube an den Haselstrauch geknüpft; denn im Volksglauben hat derselbe noch heute hier und da große Bedeutung. Die Zweige dienen als „Wünschelruthen“, womit man Schätze heben, Hexen bannen, Geister erscheinen, Wasserquellen auffinden kann u. dergl. Die Schößlinge müssen aber dreijährig sein und mit einem noch nie gebrauchten Messer oder mit einem Feuersteine Nachts von einer nach Osten stehenden Staude geschnitten sind! — Die Wünschelruthen sind sehr alt. So z. B. sollen Jakob's Stäbe, mit denen er die Heerde „bunt und fleckig“ machte, Moses Stab, mit dem er an den Felsen schlug, sowie der grüne Stab Aaron's Wünschelruthen gewesen sein. Auch dem alten Römervolke war die Wünschelruthen nicht unbekannt, wie der berühmte Gelehrte Cicero berichtet. — Die Haselstaude gilt ferner als der heiligen Jungfrau Maria geweiht, denn diese rastete unter einer solchen. Es schlägt auch seit dieser Zeit kein Blitz da ein, wo ein am Mariä Heimsuchungstage (2. Juli) geschnittener Haselzweig vor das Fenster gesteckt wird. — Die auf dem Haselstrauch selten schmarogende Mistelpflanze galt früher als vorzüglich wirksam gegen Hexerei. Die an alten Stämmen wachsenden Schwämme haben die seltene Eigenschaft, daß man verlorene Sachen leicht wiederfindet, wenn man ein Stückchen des Schwammes bei sich trägt. Wenn man unter einer Haselstaude schläft, bekommt man weissagende Träume.

Das Kegelspiel.

Sage vom Lüningsberg in Waldeck.

Wie ging es auf dem Lüningsberg
Doch sonst so lustig her;
Da sprangen kleine muntre Zwerg'
Wohl in die Kreuz und Quer.

Sie setzten ihre Regel auf,
Die waren schwer von Gold,
Und warfen mit den Kugeln drauf,
Bis sie herum gerollt.

Allnächtlich tönte durch den Busch
Ihr Lärmen und Geschrei, —
Da flogen eiligst, husch, husch, husch,
Die Bögelein herbei.

Die hatten in den Nestern dann
Zum Schlafen keine Ruh,
Voll Neugier hüpften sie heran,
Und sahn dem Regeln zu.

Die Waldbthier' lauschten durch das Grün,
Was dort zu schauen war, —
Die Menschen waren nicht so kühn,
Sie scheuten sich gar sehr. —

Ein fecker Bursch wollt' doch mal gern
Den tollen Spuk besehn,
Muthwillig naht er sich von fern, —
Die Nacht war hell und schön.

Da hat er denn auf grünem Rain
Die Zwerglein all' erblickt,
Wie sie beim hellen Mondenschein
Gar flink und gar geschickt

Die goldnen Kugeln warfen hin
Auf Regeln vollen Glanz;
Wie Blitzen manchmal ihm erschien
Des lust'gen Spieles Tanz.

Wie Donner prasselt's hinterher,
Mit lautem Knall und Klang, —
Dem Burschen, dem gefiel's gar sehr,
Ihm ward die Zeit nicht lang.

Da plötzlich fliegt ein Regler schnell
Vor seine Füße hin,
Dem fecken, munteren Gesell
Wird's wunderbarlich zu Sinn.

In Hast greift er den Regler auf,
Will tragen ihn zurück, —
Da kommen schon in raschem Lauf
Die Zwerg' mit gift'gem Blick.

Sie dringen auf den Burschen ein,
Der springt den Berg hinab,
Die Geister folgen hinterdrein
In eilig scharfem Trab.

Die sind dann sonder Ruh noch Rast
Dem Burschen nachgerannt,
Der stürzte fort in wilder Hast,
Den Regler in der Hand.

Da kam er an den Hummerbach,
Den deckt ein Baumstamm bloß,
Er springt darauf, der Baum gibt nach,
Rutscht in der Wellen Schooß.

Der Bursche schwimmt durch's Wasser hin,
Die Zwerge bleiben stehn:
„Das war Dein Glück, o Bursche kühn,
Wir müssen heimwärts gehn.

Im Wasser endigt unsre Macht,
Du kannst Dich dessen freun,
Vorüber ist die wilde Jagd:
Der Regler ist nun Dein!“ —

Der Bursche kam ganz unverletzt
In seiner Heimat an,
Der goldne Regler ward versetzt,
Macht' ihn zum reichen Mann.

Er baute sich ein schönes Haus,
Das muß noch heut' da stehn,
Von seinen Fenstern konnt' er 'raus
Zum Küningsberge sehn.

Doch der liegt ruhig jetzt und still,
Bei Tage und bei Nacht,
Es wird beim lust'gen Regelspiel
Nicht mehr gelärmt, gelacht.

Wie sollten sie auch regeln noch
Beim hellen Mondenschein? —
Der neunte Regler fehlt ja doch, —
Man muß wohl stille sein.

Thesla Busch.

Dublin.

Von F. Töpfer.

(Zu dem Bilde Seite 272.)



ungefähr ein Kilometer weit von dem Meere landeinwärts liegt inmitten der Ostküste Irlands, England gegenüber, die Stadt Dublin. Sie ist die Hauptstadt der genannten Insel und gleichzeitig die Residenz des Lord-Lieutenant-Generals, welcher von der englischen Krone als Vizekönig Irlands eingesetzt worden ist. Auch früher, als noch einheimische Könige die grüne^{*)} Insel beherrschten, war Dublin Residenzstadt. Sie blieb es auch, nachdem Irland unter dänische Herrschaft gelangt war. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts steht Irland unter englischem Szepter. Ebenso alt ist der Haß der Inselbewohner gegen ihre Unterdrücker. Um diese abzuschütteln, haben sich die Irländer im Laufe der Jahrhunderte wiederholt, aber vergebens, empört. Jetzt, im Jahre 1881, gährt es abermals ganz bedenklich unter der dortigen Bevölkerung. Wie schon erwähnt, wurden bis jetzt alle derartigen Empörungen stets unterdrückt. England nahm den besiegten Aufständischen ihre Besitztümer weg und verschenkte dieselben an englische Lords. So kommt es, daß der bei weitem größte Theil alles irländischen Grund und Bodens sich noch heute in den Händen englischer Großen befindet.

Dublin ist die älteste Stadt Irlands. Das inmitten derselben befindliche Kastell ist die ursprüngliche Festung. Früher bestand Dublin nur aus elenden Lehmhütten, aber seit der Herrschaft Englands wuchs die Stadt rasch empor und entsfaltete in ihrem Innern dieselbe Pracht und denselben Reichtum, wie ihn die englischen Städte aufweisen. Sie liegt zu beiden Seiten des Liffey, über welchen 9 Brücken führen. Dublin hat keine engsträßige und frummwinkelige Altstadt (City) wie London, noch einen solchen alterthümlichen, gäßchenreichen, von frü-

heren Jahrhunderten redenden Stadttheil wie Edinburgh, Schottlands Hauptstadt.

Die nördlichen und östlichen Theile, der neue englische Anbau, sind sehr schön. Hier gibt es breite, regelmäßig angelegte, im rechten Winkel sich kreuzende Straßen. Die größte und prächtigste derselben ist die fast 1 Kilometer lange und circa 60 Meter breite Sackvillestreet mit der Statue des englischen Seehelden Nelson. (Siehe das Bild.) Hier befinden sich die glänzendsten Läden.

Die Privathäuser des englischen Stadttheiles sind meist ebenso wie in den Städten Altenglands, nicht allzugroß und nur für eine Familie berechnet. Die öffentlichen Gebäude dagegen sind durchweg Prachtbauten und fast alle mit Säulen, Rotunden, Kolonaden und Statuen geschmückt. Breite Trottoirs befinden sich an den Seiten der Straßen. Grüne Plätze inmitten der Stadt unterbrechen das Einerlei der Häuserzeilen in einer dem Auge wohlthuenden Weise.

Der südwestliche und westliche Stadttheil beherbergt das irische Gland, von dessen Größe ein Augenzeuge sagt, daß alles in der Welt gefundene Misere aufeinander gehäuft, noch lange nicht an dasjenige von Irland heranreiche. Die Bildungsstufe der Irländer ist eine niedere. Kaum zwei Drittel der Bevölkerung ist des Lesens und Schreibens kundig.

Dublin hat über 100 Kirchen, von denen diejenige des heiligen Patrick (Schutzpatron von Irland) die älteste und bemerkenswertheste ist. In derselben befindet sich auch die Ruhestätte und das Grabmal des berühmten Swift.

Die reich ausgestattete Universität wird nur schwach besucht. Der Handel ist nicht bedeutend und entspricht der ansehnlichen Bewohnerzahl Dublins, ca. 400 000 Seelen, keineswegs.

Der Hafen von Dublin ist das eine Meile entfernte Ringstown, an der Südseite des

*) „Das Klima ist feucht und neblig, darum aber das Grün so frisch und saftig. Nirgendso wuchert der Epheu so üppig, als in Irland; fast keine Ruine — und in Irland gibt es deren viele — ist ohne solche dichte Hülle von Epheu. Mit Vorliebe nennt daher der Ire seine Heimat die grüne Insel, die Smaragdinsel.“

Dubliner Busens gelegen. Es ist der Ausfuhrort von Schlachtvieh, Fleisch und Butter.

Ganz Irland hat nahe an sechs Millionen Einwohner, von denen etwa fünf Millionen Katholiken, die übrigen Protestanten sind. Juden gibt es im ganzen Lande kaum einige Hunderte.

„Im Charakter der Iren wechselt Licht und Schatten in seltsamer Mischung. Sie waren von jeher berühmt wegen ihres schlagenden Witzes und ihrer lebhaften Phantasie. An physischem Muthes übertrifft sie keine Nation; sie sind großmüthig und energisch. Aber sein Witz macht den Irländer mitunter spottfüchtig, sein Muth artet leicht in Rauflust aus. Er ist ge-

jellig und gaſtfrei, aber dies fördert ſeine Neigung zur Verſchwendung. Seine Großmuth iſt häufig mit Prahlerei verbunden und ſeine Energie artet oft in Eigensinn und Starrköpfigkeit aus."

Hunderttausende von Irländern sind im Laufe der Jahre aus ihrer Heimat nach Amerika ausgewandert, wo sie wegen der Willigkeit, mit der sie sich jeder, auch der schmutzigsten und niedrigsten Arbeit unterziehen, geschätzt sind, gleichzeitig aber auch wegen ihrer Starrköpfigkeit, ihrem Hange zur Trunksucht und der Neigung zu Gewaltthätigkeiten in einem gewissen Verrufe stehen.



Das Biendchen.

Us ist nun schon lange, lange her, da lebte in einem Dorfe eine Bauernwitwe mit ihrem einzigen Sohne, welcher Gottlieb hieß. Er war ein starker und kräftiger junger Mensch, welcher wohl die hinterlassene Wirthschaft seines Vaters recht gut hätte besorgen können, wenn er nur mit Ausdauer und Fleiß recht brav gearbeitet hätte. Aber dazu war unser Gottlieb leider zu lässig und — wie man aus Deutsch sagt — zu faul. Zwar hatte er immer die besten Vorsätze, doch sie wurden nie in Ausführung gebracht; denn war Gottlieb erst mit dem Pfluge oder der Egge auf dem Ackerlande, so schien die Sonne einmal zu heiß, ein anderes Mal wehte der Wind zu scharf, ein drittes Mal war eins von den Pferden nicht von der Stelle zu bringen, ein viertes Mal war etwas an Pflug oder an der Egge zerbrochen, und so ging es immer fort und fort; daher stand es denn auch sehr schlecht mit der Ernte, denn wenn bei andern Leuten der Roggen schon aufging, hatte Gottlieb den seinigen noch nicht in die Erde gebracht; dabei war der Boden stets voll Steine und Unkraut, niemals richtig gelockert oder durchgearbeitet. Also ging es von Jahr zu Jahr schlechter mit der Landwirthschaft.

und wenn dann Gottlieb sich darüber ärgerte, und nun noch die geputzten Spaziergänger sah, die zu Fuß und zu Wagen an seinem Ackerlande vorübergingen oder fuhren und nach seiner Meinung gar nichts zu thun hatten, da ward er nur verdrießlicher, wünschte sich's ebenso, bedachte aber nicht, daß auch diese Leute lange Zeit hatten brav arbeiten müssen, ehe sie zu ihrem jetzigen Wohlstande gelangt waren.

So kam es denn endlich so weit mit ihm, daß seine Wirthschaft zu Grunde ging und er mit seiner armen Mutter brotlos ward. Letztere, die sich gar so oft um ihn geängert und ihn auch nutzlos unter Thränen stets ermahnt hatte, ernährten die Leute im Dorfe abwechselnd, aber Gottlieb mußte nun sein Heil in der Fremde versuchen.

Da fiel es ihm denn ein, daß er eigentlich für das Landleben keinen rechten Sinn habe und er beschloß deshalb, ein Handwerk zu erlernen; doch leider fand er nur allzubald, daß man auch hierbei sich oft anstrengen müsse und daß die Mehlsäcke des Müllers viel zu schwer für ihn seien, während beim Schneider das ewige Sitzen nichts tauge, und man beim Bäcker doch viel zu früh aufstehen müsse. Also treffen wir unsern Gottlieb eines Tages wieder los und ledig und vogelfrei auf der Landstraße. Er

hatte sich ein wenig an einen schattigen Baum gelehnt und dachte über sein trauriges Schicksal nach. Da hörte er auf einmal über seinem Kopfe schnur, schnur, schnur! Er sah auf und bemerkte ein Bienschchen, welches ihn umkreiste, und immer wieder summt, und wie er so darauf achtete, vermeinte er die Worte aus ihrem Gesumme zu vernehmen: „Folge mir und höre auf mich, zu dem Glücke führe ich Dich!“ — „Das wäre mir ja ganz angenehm!“ sprach er und folgte nun auch seiner kleinen Führerin, welche jetzt immer voranlief, bis sie auf dem Dache eines stattlichen Gutsgebäudes sitzen blieb. Als Gottlieb sich dort noch verwundert umsah, trat ihm aus dem Thore desselben ein freundlicher Inspektor mit den Worten entgegen: „Nun, ich sehe es Dir an, daß Du auf Arbeit heffst; komm nur herein zum Abendbrot, morgen wollen wir dann recht fleißig beginnen!“ Ja, eine kräftige Suppe war unserem Gottlieb eben recht, darum ließ er sich nicht nöthigen und langte tapfer zu. Als er am andern Morgen noch im aller schönsten Schlafe lag, weckte ihn plötzlich ein kleiner Schmerz am Arm; verwundert schlug er die Augen auf und siehe! das Bienschchen war da, stach ein klein wenig und wußte behend zu entfliehen, wenn Gottlieb im Aerger nach ihr schlagen wollte. Endlich brachte sie es denn so weit, daß er aufstehen mußte, und bald sauber gewaschen und gekämmt aus der Stallthüre trat. „Ei, Du bist ja ein fleißiger Gesell, schon in früher Morgenstunde im Gange!“ lobte ihn der Inspektor lächelnd, und nun zeigte er ihm das Ackergeräth und die Pferde, es war alles schön und von der allerbesten Art. Darauf ging's auf Feld und Gottlieb mußte pflügen. Als die Sonne wieder etwas hochgestiegen war und ihn mit ihren Strahlen zu belästigen anfing, wurde Gottlieb wieder lässiger, doch das Bienschchen war flugs bei der Hand; es stach und neckte so lange an ihm herum, bis Alles wieder im Gange war. Hufsch! hufsch! flog es darnach davon, kam aber wieder, begleitet von einem allerliebsten Singvögelein. Das setzte sich gerade auf die Pferde, bald auf den Kopf, bald auf's Geschirre, und sang ein so liebliches, herrliches Liedchen, daß

die Arbeit jetzt ganz im Takte ging und die Pferde vor dem Pfluge ordentlich darnach zu tanzen schienen. Auch Gottlieb dachte an keine Ermüdung mehr, und als der Abend kam, hatte er soviel geschafft, daß er wieder das beste Lob erntete und sich recht erfreut und vergnügt zu Bette legen konnte. So ging's die ganze Woche hindurch. Als nun aber der Sonntag kam, sprach der Inspektor zu dem fleißigen Knechte: „Du hast Dich jetzt eine Woche durch gequält, nun will ich Dir auch eine Freude bereiten“, und er schenkte ihm ein großes Stück Speck und Fleisch, mit der Erlaubniß, es heut am freien Tage seiner Mutter zu überbringen. Wer war nun froher als Gottlieb und wer beschreibt das fröhliche Erstaunen der guten Frau! Sie weinte Freudenthränen und bat ihren Sohn, doch ja recht ordentlich und fleißig zu bleiben und das neue Leben nun auch fortzusetzen, wie er es jetzt so begonnen habe. Das versprach auch Gottlieb. Als er wieder auf dem Gute ankam, war Bienschchen nicht mehr dort; es war weggeflogen, und Gottlieb war recht traurig darüber, denn er hatte sich an das liebe Thierchen schon so gewöhnt und es herzlich lieb gewonnen. Doch war es ihm bereits unmöglich geworden, stille zu stehen, und so war er denn auch in dieser Woche sehr fleißig, ja noch viel fleißiger wie sonst. Dabei war es ihm so wohl um's Herz, daß er mit den lieben Vögeln um die Wette sang. So ging es ein volles Jahr hindurch. Als das Jahr um war, geschah plötzlich vor Gottlieb's Augen etwas ganz Unerwartetes. Das unscheinbare ländliche Wohnhaus verwandelte sich plötzlich in ein Schloß, aus welchem viele Diener hervortraten, die ihn in den aller schönsten Saal des Schlosses führten. Hier saß eine gar holde Jungfrau, die Herrin des Gutes, welche er durch seinen Fleiß von dem Zauber erlöst hatte, folgebessen sie zur Strafe für ihre Arbeitsunlust einst in ein Bienschchen verwandelt worden war. Darauf gab's eine fröhliche Hochzeit und Gottliebs Mutter konnte ihre alten Tage in Freuden beschließen, denn das Gut ward immer schöner durch ihres Sohnes Fleiß.

Im Frühling.

Von A. Dömann.

Der Frühling blüht. Vom Himmelszelt
Lacht freundlich auf die junge Welt
Der lust'ge goldne Sonnenschein
Und grüßt die Menschen groß und klein.

„Grüß Gott!“ erklingt es voller Lust
Als Echo drauß aus jeder Brust;
Das Herz wird weit, das Auge hell,
Denn ringsum perlt der Freude Quell.

Die Blumen blühen und duften süß,
Die Erde ward zum Paradies,
Aus allen Bäumen, jedem Strauch
Entströmet würz'ger Balsamhauch.

Die Vögel jubeln; überall
Ertönet Lust und Freundschaft.
O Herz, mein Herz, stimm' auch mit ein,
Mit Frohen sollst du fröhlich sein.

Freimüthige Antwort.

Von E. Lausch.

Kamtam Thai, ein reicher Araber, der seines Hochsinns und seiner Freimüthigkeit wegen allgemein beliebt und hochgeachtet war, wurde einst gefragt: „Reinst Du Jemanden, Kamtam Thai, der edler und freimüthiger ist, als Du selber?“ Er antwortete darauf: „Ja. — Ich ließ einst vierzig Kameele zum Opfer schlachten und Alle, die kommen wollten, dazu einladen. Die Tafeln waren reich besetzt, an Speise und Trank hatte ich's nicht fehlen lassen. Um dem Danke der Gäste auszuweichen, verließ ich mein Haus und unternahm mit einigen Freunden einen Spaziergang in's Feld. Hier begegnete

uns ein armer Mann, der Dornen und Disteln gesammelt hatte, die er zur Stadt trug und um ein Geringes als Brennmaterial verkaufte. Ich redete ihn an und fragte: „Warum gehst Du nicht in des Kamtam Thai Haus, in dem alles Volk jetzt umsonst eine fröhliche Mahlzeit hält?“ Er antwortete: „Herr, wer im Stande ist, wie ich, sein Brot sich selbst verdienen zu können, der braucht des Kamtam Thai Tafel nicht zu besuchen und dafür Dank zu sagen.“ Wahrlich!“ sprach Kamtam Thai, „dieser Arme war viel edler und freimüthiger gesinnt, als ich.“

Sandwerk hat einen goldenen Boden.

Von Heinrich Pröscholdt.

In einem Flecken bei Basel spannte ein Gerber eben seine stinkenden Felle zum Trocknen aus, als der Kaiser Rudolf von Habsburg (er reg. von 1273—1291) vorüber ritt. Kurze Zeit darauf stattete der Kaiser dem Gerber einen Besuch ab. Dieser erschien in kostbarer Kleidung, begrüßte seinen hohen Gast nach Gebühr, führte denselben in ein schönes, elegant ausmöblirtes Zimmer und bewirthete ihn auf eine glänzende Weise. Er trug ihm vortreffliche Speisen und edle Weine in silbernen und goldenen Gefäßen

auf. — Rudolf sprach seine Verwunderung aus, daß der Gerber bei solch großem Reichtume ein Gewerbe betreibe, daß mit vielem Schmutz und argem Gestank verbunden sei, erhielt aber zur Antwort: „All die schönen Sachen habe ich durch die stinkende Arbeit erworben; sie würden aber in kurzer Zeit nicht mehr mein Eigenthum sein, wenn ich den widrigen Geruch der zum Gerben bestimmten Felle verabscheuen und meine Berufsarbeiten einstellen wollte.“



Dublin. (Siehe Seite 268.)

Geographische Räthsel.

Von H. Pröscholdt.

1.

Mit e wird, Rind, ein Berg im Odenwald be-
nannt,
Der weit berühmt als schönster Aussichtspunkt
im Hessenland;
Mit i ist's Stadt in Mecklenburg-Schwerin,
Am Peenefluß, des Fluthen hin zur Ostsee ziehn.

2.

Wirst, Freund, Du eine Schweizerstadt ver-
binden
Mit einer Stadt im größten deutschen Staate,
Dann muß sich eine Stadt in Anhalt finden,
Belebt durch Handel und Verkehr. Nun rathe!

3.

Wenn in dem Wort sich findet E in erster Stelle,
Ein Fluß ist's, der am Westerwald hat seine
Quelle;
Doch wird statt E ein O gesetzt,
Ein Strom, der deutsche Gauen netzt.

Palindrom.

Von Franz Marx.

Vorwärts ist es immer hier,
Rückwärts steht's in Reih' und Glied
Ohne Fuß, das merket Ihr,
Wenn Ihr achtet auf dies Lied.

Auflösungen der Räthsel in Nr. 15:

1. Damm, Stamm, Ramm, Lamm. 2. Reige,
Geige, Feige. 3. Bahn, Bahn, Zahn, Lahn, Kahn,
Hahn. 4. Fenster, finster. 5. Hand, Hund. 6.
Last, List, Lust. 7. Stahl, Stuhl. 8. Most, Mist.
9. Buch, Bach. 10. Herz, Harz. 11. Wand, Wind.

Briefkasten.

An Oskar Schanz in Oelsnitz i. B. Mein lieber
Oskar, Du bist ein trefflicher Rastkader. Einen ganzen
Berg hast Du aufgeräumt und Alles richtig gerathen. Aber
unmöglich kann ich jetzt die lange Reihe der Auflösungen
noch einmal abdrucken lassen. Bequeme Dich damit, daß ich
Dich hier als Einfender richtiger Lösungen nenne. Meinen
Gruß. — Hedwig D. in D. Lies Vorstehendes; die Ant-
wort paßt hinsichtlich der Auflösungen auch für Dich. — An
Mimi List in Wien. Ei, liebe Mimi, die Sachen sind ja
allerliebste und haben mir viel Freude gemacht. Meinen
Dank und Gruß.
Wittenberg.

Ernst Lausch.